

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 166.

Dienstag, 20. Juli.

1915.

(8. Fortsetzung.)

Frau Adas Töchter.

Roman von Emma Hanshofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

Oly hatte mit staunendem Ausdrucke zugehört. Sie sah wieder das leidenschaftliche Gesicht vor sich. Sie hörte wieder die vor Aufregung zitternde Stimme, die ihr zuraunte: „Ich will und werde noch einmal zu den Besitzenden gehören — zu jenen upper ten thousand, die ihnen allein der Beachtung wert scheinen!“

„Findest du es nicht erstaunlich, Felicitas“, wendete sie sich lebhaft an die Schwester, „daß Dr. Dornberg nun eine Villa hat, daß er in ein paar Jahren sich schon einen Namen gemacht hat?“

„Man erzählt eine ganz merkwürdige Geschichte, wie er zu dem Geld kam“, bemerkte Lütthardt. „Er reiste auf einer Nacht mit einem reichen Grafen, der sich wohl an Gummern und Pasteten den Magen so gründlich verdorben hatte, daß er mit einem Glase Milch vor der reichbesetzten Tafel sitzen und fasten mußte. Dornbergs Energie gelang es, dem Mann, der einfach die Courage verloren hatte, seinem kranken Magen irgend etwas zuzumuten, eine einfache, herbe Kost aufzubringen. Wie er's gemacht, weiß ich ja nicht; jedenfalls soll der Graf die Erschlaffung verloren und am Ende der Reise einen normalen Appetit entwickelt haben. Natürlich gerühmter Dank für den Arzt, dem er aber erst in Monaco klingenden Ausdruck gab. Der Graf war nämlich ein leidenschaftlicher Spieler, und als er eines Tages wahnsinnig verloren hatte, schob er dem Doktor einige Tausender hin und sagte: „Die geh'n doch zum Teufel! Probieren Sie Ihr Glück mit dem Geld!“ Und der Doktor hatte kaltblütig gespielt, kaltblütig gewonnen und war kaltblütig aufgestanden, als er meinte, nun sei es genug. Das soll der Grundstock seines Vermögens gewesen sein, mit dem er sich die Villa pachtete. Ob ihm der Gönner noch weiter unter die Arme griff, das weiß ich nicht. Jedenfalls hatte er doch den Renommiergrafen, den er gewissermaßen als Aushängeschild verwenden konnte. Denn er ist nun Spezialist für Magenkrankheiten, und man kann in seinem Sanatorium mager oder dicker werden, je nach Lust und Bedarf. Vor allem versteht er wohl den Menschen zu imponieren. Besonders die Damen schwärmen für ihn wie für einen Halbgott. Und es scheint ja allerdings schon von seinem Namen ein gewisser Zauber auszugehen, denn ich konstatiere, mein gnädiges Fräulein, daß Sie mir noch niemals mit solcher Diebstahlsüchtigkeit zugehört haben, und daß ich nie eine so lange Rede tun durfte, ohne mit einem spöttischen Lachen unterbrochen zu werden!“

„Es imponiert doch auch, wenn ein Mann so aus eigener Kraft in die Höhe kommt!“ sagte Oly, fast verlegen aus ihrem Nachsinnen aufschreckend.

„Vielleicht könnte ich Ihnen doch auch imponieren“, entgegnete er, „wenn Sie sich endlich einmal entschließen, eine Autofahrt mit mir zu unternehmen. Dazu gehört doch auch Kraft, Geistesgegenwart, Schneid, Kaltblütigkeit —“

„Lauter Eigenschaften, die Ihr Chauffeur haben mußte!“ lachte sie.

„O, ich würde selbst lenken! Mir, — meiner Führung sollten Sie sich anvertrauen!“ rief er mit ungewöhnlicher Wärme.

„Ob ich je so viel Mut besitzen werde? Vielleicht, wenn ich einmal recht lebensüberdrüssig bin!“ entgegnete sie übermütig.

„Sie sind boshaft!“

Er sah sie aber mit einem ganz zärtlichen Blick an, Felicitas erhob sich.

„Ich muß nach Hause“, sagte sie. Sie hatte es satt, dieses Geplänkel anzuhören. Neben der lachenden, flirtenden Schwester erschien sie sich wie eine ganz alte Frau, und sie meinte, alle Wünsche, aller Irrtum, alle Torheit der Jugend lägen weit hinter ihr zurück und sie könnte nie wieder aus der müden, elegischen Stimmung erwachen, in die sie seit dem Tode ihres Kindes versunken war.

Ach, sie war kaum vierundzwanzig! Aber man glaubt in der Jugend ja so oft, man wäre man am Ende, und fertig mit sich und der Welt! —

Frau Robertus hatte für den Sommer eine Villa in Berchtesgaden gemietet, und da die junge Frau ihre Wohnung in der Pfalz noch nicht beziehen konnte und ihr Mann mehrere Wochen in den Manövern war, ging Felicitas mit. In der schönen Natur, in der heiteren Umgebung, für die Mama nach alter Gewohnheit sorgte, gewann sie auch wieder Frische und Lebenslust, und aus dem Spiegel schaute ihr ein blühendes, reizvolles Gesicht entgegen mit dem alten schalkhaften Zug um das feine Näschen, um den hübschen, weichen Mund.

Dann kam der Umzug. Die Einrichtung der neuen Wohnung beschäftigte sie einige Wochen lang. Aber endlich war alles geordnet und das Leben in der kleinen Garnison konnte beginnen.

Sie wartete mit einer gewissen Neugier, was nun ihre Lage eigentlich ausfüllen sollte. Aber es fand sich nichts.

Ihr Mann ritt früh am Morgen weg, nahm, wenn er heimkehrte, sein Bad, frühstückte und eilte wieder fort. Um eins kam er erst wieder.

Was tun bis dahin? In München hatte sie am Vormittag ihre Besorgungen gemacht. Aber hier waren die Entfernungen so gering. Was sie überhaupt hier kaufen konnte, bekam sie in der nächsten Straße. Anfangs hatte sie sich noch amüsiert über die kleinen Läden, in denen man so langsam bedient wurde, als freute der Verkäufer sich, einen Kunden da zu haben, und wollte dieses seltene Fest gehörig ausnützen.

Doch das verlor auch an Reiz. Und nie begegnete sie einem Menschen, den sie kannte! Es gab hier überhaupt nur Soldaten. Zur Abwechslung ging wohl ab und zu auch ein Offizier an ihr vorbei, der die neue Erscheinung mit discretem Interesse betrachtete. Meist war es ganz leer. Das wollte sie gar nicht, wenn einmal ein Bataillon mit klingendem Spiel vorbeizog, dann hörte man nichts als zitterndes fernes Trommeln.

Schießen vom Exerzierplatz, den taktmäßigen Schritt einer Kompagnie.

„Immer nur Militär!“ Klagte sie ihrem Mann, wenn er heim kam. „Ein Mensch in Zivil müßte hier wirklich angeschaut werden wie ein seltener Vogel!“

Er lachte sie aus. „Ja, schau, Se, wir sind halt in einer Festung!“

Wenn Walter Zeit hatte, machten sie nachmittags Besuche.

Erst bei der Generalin.

Ihr Mann hatte sie sanft vorbereitet.

„Sie wird dir nicht sehr gefallen, Schatz! Aber nimm dich zusammen, nicht wahr, und lache erst oder ärgere dich erst, wenn wir zu Hause sind. Ein bißchen Talent zum Komödienspielen wirst du doch geerbt haben! Also bitte — eine liebenswürdige, kleine Diplomatin!“

Frau General Friedenbrink war eine lange, hagere Dame mit einem scharfgeschnittenen Gesicht, das wohl ehemals schön gewesen sein mochte. Nun war die Nase zu spitz, die Lippen zu dünn geworden. Aber sie hatte etwas sehr Hoheitsvolles in ihrer Haltung und trug den Kopf, auf dem immer etwas Diademartiges saß — entweder ein Hut oder eine Spitzen-Coiffure, — sehr steif im Nacken.

Sie war mit ihrem Gatten viele Jahre lang verlobt gewesen, und in der langen Wartezeit hatte sich ihr Charakter so zugespißt wie ihre Züge, und die böse Welt erzählte sich, der arme Friedenbrink wäre leichenblau geworden, als er die Nachricht hörte, es sei ihr eine Erbschaft zugefallen, und sie könnten nun heiraten.

In den engen Verhältnissen, in denen sie gelebt, hatte sie sich eine ängstliche Sparsamkeit angewöhnt, die ja bei dem Kommissärvermögen notwendig gewesen, so lange ihr Mann in einer bescheidenen Stellung war, die aber nun bei der Generalin als schätzbare Knauserie wirkte und über die man sich heimlich Anekdoten zuflüsterte.

Sie aber konnte sich in der endlich erreichten bevorzugten Höhe, fühlte sich als Kommandeuse wie eine alleinherrschende Königin und betrachtete die Damen des Regiments als ihren Stofstaat.

Felicitas, die schon genügend über sie gehört hatte, die wußte, daß man sie des Teufels Großmutter nannte, wenn es niemand hörte, daß sie durch ihre Taktlosigkeiten ihrem Gatten längst den Hals gebrochen hätte, wenn er nicht ein so hervorragender und tüchtiger Offizier gewesen wäre, war das erstmal überrascht von dem kläglichen, weinerlichen Ton der Generalin. Sie hatte geglaubt, daß eine viel schärfere, härtere Stimme aus diesen schmalen Lippen kommen müßte.

„Ach Gott, liebe Frau Oberleutnant, Sie haben ja eine viel zu elegante Toilette für unser kleines Nest!“ jammerte die Kommandeuse. „Sie glauben nicht, wie neidisch die Damen sind! Ich bitte Sie, tun Sie mir den Gefallen, und tragen Sie diesen schönen Maulwurfspeitz erst wieder, wenn Sie Ihre liebe Mama in München besuchen. Hier kampfeln Sie ihn sorgfältig ein und erregen dann keine Eifersucht!“

Walter sah, wie gefährlich es um die Mundwinkel seiner Frau zuckte. Er warf ihr einen bittenden Blick zu und sie verschluckte, was sie hatte sagen wollen, und bemerkte mit höflicher Gelassenheit:

„Ganz wie Sie wünschen, Frau Generalin! Ich möchte wirklich selbst nicht gern auffallen!“

Sie bekam für diese Überwindung einen besonders dankbaren Kuß ihres Gatten, aber sie wußte sehr genau, daß sie ihre Zunge nicht immer so im Zaum halten würde.

Bald darauf fand eine kleine Feier im Kasino statt, an der die Damen teilnahmen. Felicitas war als Neuankommene, als die reizvolle Frau eines jungen Kameraden, mehr gefeiert worden, als der Generalin gefiel. Man hatte sich offenbar nicht genug um ihre Hoheit, die Kommandeuse gekümmert. Nach Tisch

hatte sich Felicitas von einem der Herren eine Zigarette anbieten lassen, ganz gewohnheitsmäßig, weil ihre Mama immer geraucht und sie manchmal auch ein paar Züge tun mochte, eigentlich mehr als Spielerei als zum wirklichen Genuß.

„O, Frau Oberleutnant, Sie rauchen!“ rief die Generalin vom oberen Tische her, die Augen strafend auf sie blickend. „Bisher ist das unter den Damen hier nicht Sitte gewesen!“

Alle Augen richteten sich auf Felicitas; einige der älteren Damen mit einem Ausdruck der Mühe und des Mißfallens, die jüngeren aber mit verbissenem Lachen. Aber Felicitas war nicht schüchtern.

„In München wird in der Gesellschaft sehr viel geraucht!“ erwiderte sie, ohne ihre Zigarette wegzulegen, ja mit einem geflüstertlich zur Schau getragenen Behagen.

Die Generalin schwieg mit einem bösen Gesicht; sie fühlte wohl, daß die junge Frau auch den Mut zu einer trotigen Antwort haben würde, wenn sie sie weiter herausforderte, und war doch schlau genug, sich keiner Niederlage auszuliefern. Sie wußte, daß Rebellion allzu leicht Schule macht. Um so grimmiger aber nagte der verbissene Groll in ihrem vertrockneten Busen.

(Fortsetzung folgt.)



Samme dich zu jeglichem Geschäfte, nie zerplütze deine Kräfte!
Bodenstedt.

Im Hauptquartier des deutschen Kronprinzen.

Von einem Besuche an der Westfront, bei dem er einige Zeit im Hauptquartier des deutschen Kronprinzen verweilte, erzählt Rudolf Presber in einer fesselnden Plauderei, die er im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ veröffentlicht. Er schildert das saubere französische Städtchen, das nur etwa ein Fünftel seiner Einwohner beherbergt und das seine heute rühmenswerte Sauberkeit erst der deutschen Ordnung und dem deutschen Reinlichkeitsstolz verdankt, da die Bedürfnisse der Angehörigen der „ersten Kulturration“ in dieser Beziehung manches zu wünschen übrig lassen. Die Villa, die der Kronprinz bewohnt, liegt dicht vor dem Städtchen. Hier hat Presber den jugendlichen Heerführer bei seiner Arbeit beobachten können. „Automobil, Flugzeug, Telefon haben von der Romantik des Feldbernkums viel genommen, die Verantwortlichkeit vielleicht gemehrt“, schreibt er. „Ich habe den jungen Heerführer in der gedämpften Dampfbelichtung seiner Villa mit seinem Stabschef und seinen Offizieren vor den Karten gesehen, als eben von der Front neue Meldungen gekommen waren. Ruhig, kühl wägend und ohne Eile redend, als spielten die Herren in den sauberen, unbestäubten Uniformen ein Brettspiel, standen sie — alle noch in der Vollkraft ihrer Jahre, alle vom Sport gestählt, von den Strapazen des Feldzuges ungebeugt — vor den bunten Blättern. Und der kurze Ruck eines Fingers, der Platzwechsel einer kleinen Nadel bedeutet vielleicht für Hunderte, Tausende einen Befehl, eine wichtige Entscheidung, die in der nächsten Minute der elektrische Funke hinaus trägt bis in die vordersten Gräben. Ich habe den Kronprinzen mitten in einer Mahlzeit — die Mahlzeiten sind schlicht und selbstmäßig im Menü; aber aus allen Gesprächen, die sie würzen, leuchtet die frohe, von keinem Zweifel beschattete Zuversicht des Sieges — plötzlich aufstehen sehen, abgerufen, Entscheidungen zu treffen, die das Telefon dann hinausgab und die vielleicht, schon Minuten später, in weiter Entfernung Schreden wirkten in den feindlichen Linien. Dann kam er nach einer Weile zurück, schlank, elastisch, ein ruhiges Lächeln in den blauen Augen, und nahm das Gespräch an der Stelle wieder auf, wo es der Ruf der Pflicht abgeschnitten. Aber seinem Platz am Kopf des schlichten breiten Esstisches abwartend sah die von keiner Barbarenhand niedergedrückte franz-

„Fische Trilobere hinter dem fein geschnittenen Eisenbeinbild des Kreuzigen.“ Ein anderes Mal trifft Presber den Kronprinzen, als er nach der Durcharbeitung der Nachberichte mit dem Stabschef einen Morgenritt unternommen hat. „Ruhig, sicher, als reite er hinterm Zoo im Berliner Tiergarten, galoppiert er in langen Bügeln mitten durch Heide- und Sandland. Dann reitet er im Schritt, dem Pferd den Hals klopfend, den Hügel hinauf, durch die blumige, saftige Wiese. Und mit dem Silberknöpfchen des Reithöckchens, das jüngst erst auf dem mit dem dunklen Laub des Argonimierwaldes geschnittenen Geburtstagsstische lag, deutet er hinunter auf ein grau und verlassen durch erste Baumguppen lugendes Schloßchen. „Da ist hart gerungen worden“, sagt er. Und nach einer Weile mit freundlichem Einfall: „Wollen Sie mal sehen, wie es in solchem Schloßchen aussieht, um das gekämpft wurde?“ Das Gebäude, das sie nun betreten, zeigt die furchtbaren Verwüstungen des Krieges, die Spuren der Beschädigung, der Verteidigung und der wilden Flucht.

Vor der Heimfahrt im Auto treffen sie am Wege Viktoria-Kavaliere zwischen ihren Patienten. „Wiesonblumen in der Hand, sind sie aus dem nahen Dörfchen beim Teich der Ruhe auf die Landstraße geeilt. Soldaten schwenken ihre Mützen und rufen „Hurra!“ Ganz vorn aber hängt ein Wasser in seinen Ärmen. Er kann die Hände nicht freimachen zum Gruß, aber er ruft lauter wie alle. Und seine Augen leuchten glücklich auf, als der Kronprinz, jetzt vom Pferde gestiegen, just auf ihn zukommt, um ihn freundlich anzusprechen.“ Bei einer anderen Autofahrt, die sie nach Belgien hinüberbrachte, wird Presber während einer Pause Zeuge einer hübschen kleinen Szene. Während die Chauffeure den Schaden ausbessern, sitzen der Kronprinz und seine Gäste plaudernd am Straßenrand. Zwei belgische Mädchen, an denen sie kurz vorher vorbeigefahren waren, holen sie jetzt wieder ein. „Lachend und mit koketten Augen machten sie uns Vorhaltungen. Wir fuhren nach ihrer Ansicht „spazieren“ im Auto; und dort ganz nahe — ob wir's denn nicht hörten? — kämpften doch die Deutschen mit den Franzosen und Belgiern. Und ahnungslos, daß sie den jungen Führer der tapferen Armee vor sich hatten, sagten sie dann dem „Herrn Leutnant“: ihn gerade hätten sie schon öfter — dort, wo sie in Stellung gewesen — vorbeifahren sehen. Immer habe er's sehr eilig gehabt in seinem Auto und habe sie gar nicht bemerkt. Sie hätten winken fallen, damit er's gesehen. O, nein, das durften sie doch nicht! Sie mochten wohl die Deutschen gar nicht? O doch, nicht die eine, die hübschere, sie habe auf ihrem Tischchen zu Hause drei Bilder stehen. Drei Soldaten. Einen Belgier, das sei ein lieber Kerl. Und einen Franzosen, der sei schief. Und einen Deutschen, der sei einmal gut zu ihren Eltern gewesen. Und dann sagt die andere: auch die Herren Offiziere hier sollten gut sein zu den Bürgern; es seien viel brave Leute darunter, und sie litten sehr...“ Da meldete der Chauffeur, daß der Schaden gehoben sei, der „Herr Leutnant“ legte lächelnd zum Gruß zwei Finger an die Mütze, die vorn den silbernen Totenkopf der Leibhufaren zeigt, und die beiden belgischen Mädchen blieben zurück, ohne eine Ahnung zu haben, daß sie soeben mit dem Führer der feindlichen Armee, mit dem deutschen Thronfolger geplaudert haben.



Aus der Kriegszeit.

Feldgottesdienste in Polen. Eine höchst ansehnliche Schilderung von den Schwierigkeiten, mit denen oft draußen im Felde, namentlich auf dem östlichen Kriegsschauplatz, die Abhaltung von Gottesdiensten verbunden ist, aber auch von der Freude und Erhebung, die solche Feiern den Teilnehmern zu bereiten vermag, gibt ein deutscher evangelischer Feldgeistlicher in den „Mitteilungen für die evangelischen Geistlichen der Armee und der Marine“ Nr. 5/6. Es heißt darin u. a.: „In Rydzyn hatte die Sanitätskompanie auf freiem Felde, oben am hohen Ufer der blauen Dzialdowa, einen Platz zum Feld- und Festgottesdienst geschaffen, wie ich ihn in größerer künstlerischer Vollendung nicht wieder gefunden habe: ein großer Sanitätswagen mit der Flagge des roten Kreuzes bildete den Hintergrund. Davor erhob sich, inmitten einer Gruppe der verschiedenartigsten Nadelhölzer der Gegend, ein Podium, mit dem Altartisch darauf. Auf diesem stand

neben Sträußchen von Weiden- und Erlenzäpfchen als erstem Frühlingsboten eine ausgeblasene russische Granate als Vase mit einem großen Strauß von Kirschendelblüten, die künstlich im warmen Zimmer für diese Feiern zum Blühen gebracht waren. Das Ganze umgeben und durchsetzt von militärischen Waffensteinen, und im Vordergrund auf dem Erdboden ein „Eisernes Kreuz“, reliefartig gelegt aus einer besonderen Art von Steinen und umsäumt von Muscheln, die die Dzialdowa an den Strand gespült hatte. Dazu ein sonniger Himmel und das Wiesental unten am Flußufer — es konnte keinen stimmungsvolleren Platz für einen Osterfestgottesdienst geben als diesen. — In Alexandrowo war es schlichter und einfacher, aber die Feiern durch die Eigenart der Umgebung und der Verhältnisse nicht weniger eindrucksvoll. Es war eine Vorpostenstellung hart am Feind. Ein gelichteter Hochwald bildete den Kirchhof, eine Gruppe von Wacholderbüschen als Unterholz den Altarraum, in dem mein Tisch stand. Unmittelbar anschließend begann der Laufgraben zum Schützengraben, und 300 bis 400 Meter ostwärts standen die ersten russischen Vorposten. Der Wald deckte uns gegen Sicht, aber unsere Chöre werden bis zu den Russen hinübergeklungen haben. Keiner hat wohl je unter so eigenartigen Umständen die heilige Feiern begangen wie dort im Walde in jener Osterabendstunde. Keiner wußte, was die nächste Stunde im Schützengraben oder auf dem Patrouillengang, ihm bringen würde. Raum und Zeit wiesen mehr wie je sonst auf die Ewigkeit, mahnten: „Schide das Herze da hinein, wo es ewig wünscht zu sein.“

Aufopferung eines Hilfskrankenträgers. Am 29. August, dem zweiten Tage der blutigen Schlacht bei... hatte die 6. Batterie des Ostpreussischen Feldartillerie-Regiments Nr. 62 den Angriff der Infanterie zu unterstützen. Zu diesem Zwecke war sie gezwungen, eine fast offene Feuerstellung einzunehmen, in der sie sehr bald starkes feindliches Feuer erhielt, anscheinend von schwerer Artillerie. Ein feindlicher Flieger erschien mehrmals über der Batterie, zeigte durch Leuchttraketen dem Feinde die Stellung und unterrichtete ihn über die Wirkung des Feuers. Sieben Stunden hatte die Batterie das Feuer auszuhalten, ohne wirksam erwidern zu können. Der Batteriechef, Hauptmann Gähde, sowie ein Zugführer, Leutnant der Reserve Freiherr v. Rolf, waren bereits im Granatfeuer gefallen. Ein zweiter Zugführer, Leutnant der Reserve Hollander, durch mehrere Granatsplitter schwer verwundet. Der Feind schoß Strich auf die einzelnen Geschütze und eins nach dem andern mußte geräumt werden. Beim Wegbringen der Verletzten und Gefallenen zeichnete sich in erster Linie der Hilfskrankenträger Bodtette aus Melle (Hannover) aus. Fünfmal brachte er verwundete Kameraden aus dem Kampffelde und fünfmal kehrte er zurück, jedesmal unter vermehrter Lebensgefahr, da der Feind immer mehr auch das rückwärtige Gelände unter Feuer nahm. Als er das letzte Mal zurückkam, waren nur noch drei Lebende vorhanden. Der eine von ihnen, sein Zugführer, forderte ihn auf, die Batterie jetzt endgültig zu verlassen, das lehnte der brave aber ab mit dem Bemerkten, er lasse seinen Leutnant nicht im Stich. Bald darauf schlug ein Volltreffer in den Munitionswagen, hinter welchem der Offizier und Bodtette Deckung gesucht hatten. Der Wagen wurde zerrissen und begrub den Wackeren unter sich. Ein Granatsplitter hatte ihm den Rücken zerfetzt, ein anderer das Auge getroffen. Die letzten Worte des Sterbenden waren die Bitte an den nur leicht verwundeten Offizier, ihn zu verlassen, um nicht auch getroffen zu werden. Jetzt liegt der Tapfere an der Seite seines Hauptmanns und fünf seiner Kameraden an der Stelle bestattet, wo er in treuester Pflichterfüllung sein Leben für seine Kameraden ließ!

Von einer Fahrt an die englische Front entwirft Herr Kriegsberichterstatter G. M. Tomlinson, der jetzt im britischen Hauptquartier weilt, in dem „Daily News“ eine höchst anschauliche Schilderung: „Wir bestiegen in Vorklone ein Auto und fuhren eine Stunde lang durch eine Gegend, deren vom Wäldern dunkle Tiefen von kahlen Kreidestrichen umgrenzt waren. Ringsumher nichts, was aufleucht oder auch nur den leisesten Gedanken an Krieg erwecken konnte. Die Landbesitzer traten aus ihren Häusern und sahen uns nach. Das Surren der Telegraphenleitung wurde durch die Stille. Nichts gemahnte an das Schreckliche, das wie ein Drud in unsern Kopf lebte; nur seitwärts stand ein Kriegsauto — ein großer Stadtkommiss — mit kriegsgelackten Soldaten. Es schien, als könnte nichts den Sommerfrieden auf unserem Wege stören. Aber im nächsten Dorfe bereits bestand der über

Wiegende Teil der Bevölkerung aus Soldaten. Lange Reihen von Transportwagen säumten die Straße ein. Weitgedehnte Wiesen mit angebundenen Pferden. In einer kleinen Stadt standen Häuser mit Löchern im Ziegelwerk und zerbrochenen Fensterscheiben. Dann hielten wir, stiegen aus und kletterten eine Anhöhe empor. „Sehen Sie jenen Hügel“, sagte mein Führer, „dort kämpfen die Franzosen um die Borotko-Höhe.“ Die Gegend, die er mir bezeichnete, schien mir friedlich im blauen Luft zu liegen. „Dort hinaus ist Opatowitz. Und dort vor uns sind die deutschen Linien.“ In eben diesem Augenblick stieg im Tale gerade vor uns eine Säule schwarzen Rauchs auf, und eine Erschütterung ging durch die Luft, als sei ein riesenhaftes Eisenrohr zugeschlagen worden. Aus dem staubigen Grund zu unseren Füßen furrten einige Insekten empor, während wir warteten, was nun folgen würde. Über dem Hügel erschienen durch die zerfließende Rauchwand die kleinen weißen Wolken englischer Schrapnells. Auf unserer weiteren Fahrt bemerkten wir gährende Öffnungen in den Mauern der Gebäude. Hier hatten erst kürzlich Geschosse eingeschlagen. Trupps englischer Soldaten zogen an uns vorbei. Der Motor rasselte lauter, wir fuhren die Straße nach Opatowitz zu. Bäume zu beiden Seiten, dazwischen plötzliche kahle Flächen — ein Ambulanzwagen, aus dem wir im Vorbeifahren vier Paar englische Militärteufel hängen sahen — dann hatten wir Opatowitz erreicht. Opatowitz! — so stelle ich mir einen verlassen Ort in den Wäldern Zentralasiens vor. Ununterbrochen hörten wir den Rärm von Explosionen, die uns ansichtbar waren. Überall liegen zerfallene und geborstene Bruchstücke aller Art umher, die Granaten haben die Kanalisationsanlagen der Stadt aufgedeckt und sich tief unter das Pflaster gedrückt. Die Straßen äßen, weit und breit nichts als Ruinen und Vernichtung. Das Dröhnen der Geschütze unterbricht nur die Stille des Todes. Im Fenster eines zerfallenen Kaffeehauses weht ein Vorhang im Winde; es ist wie eine unerwartete Bewegung inmitten einer reglosen Grabstätte. Eine Leichenhand ragt aus einem Haufen von Ziegeln empor, ein Finger scheint zum Himmel zu weisen. Aber in der Tiefe eines durch Granaten aufgewühlten Trichters sprießt neues Leben: gelbe Blumen wachsen wild und golden aus tiefer Höhle der Verwüstung.“

Neues zur Geschichte des ersten deutschen Unterseeboot-Erbauers. Auch der Gedanke des Unterseeboots ist, wie so manche andere technische Erobtat der Neuzeit — es sei nur an Leonardo da Vincis Flugmaschinenentwürfe und „Feuerluftschiffe“ erinnert — von früheren Jahrhunderten entnommen worden. Wir kennen Konstruktionen von Cornelius v. Drebbel um 1620, von Symons um 1730, Day 1773, Bushnell 1775 und Fulton 1810. Die bekannteste ist die von dem Ingenieur Wilhelm Bauer aus dem Jahre 1850, der mit einem 3 Meter langen Tauchboot in der Kieler Bucht gelungene Probefahrten anstellte. Als er aber die dänische Blockadeflotte angreifen wollte — die Torpedos waren längst bekannt und schon von Fulton verwendet worden — sank das Boot auf den Grund, barst aber, so daß die Mannschaft sich retten konnte. In den 80er Jahren wurde das Boot wieder gehoben und ist jetzt im Hof des Berliner Museums für Meereskunde aufgestellt. Wenig bekannt aber war bisher, daß Bauer sich später noch fortwährend mit Verbesserungen seines Tauchbootes beschäftigte, worüber jetzt Archivar a. D. Motke in der „Maffobia“ manches Interessante berichtet. Vielleicht haben die Russen damals den Anschlag verpaßt, wie so oft. Tatsache ist, daß Bauer mit einem neuen Tauchboottyp gelungenen Fahrten vor Kronstadt ausführte, ohne daß sich der Zar zum Ankauf entschließen konnte. Bauer hatte eben sein Leben lang Pech, weil die Zeit für seine Erfindungen noch keine Verwendung hatte. In München lernte er den Baron Hans v. Bismarck kennen, eine Art Original, der die Jurisprudenz und den Staatsdienst quittiert hatte und für Fußland und allerhand Merkwürdigkeiten schätzte. Der Mann mit dem Tauchboot, der ein 3 Meter langes Modell seines neuesten Typs aus Kupfer mitbrachte, interessierte ihn so sehr, daß er seine beträchtlichen Schulden bezahlte und noch dazu für ein hübsches Stück Geld sein Modell und seine Entwürfe ankufte. Es war in den 80er Jahren, als das Modell nach Gelsenheim, dem Familiensitz des Barons, kam, und da gerade die Zeit der Flottenbewegung in Deutschland einsetzte, versuchte er, Bismarck für die Erfindung zu interessieren.

Aber wie die Kolonien, so lag auch das Unterseeboot weit außerhalb des Interessentkreises des großen Kanzlers, und er gab nur hinfallende und ausweichende Antworten. Auch Versuche bei dem Pionierkorps in Kassel scheiterten. Schließlich ließ der Baron das Wunderfahrzeug nächstherbeiführen auf den Rhein schaffen, um eine Probefahrt zu machen, aber der Schiffer Safferoth aus Gelsenheim und der Maschinist Edel aus Johannisberg, die vielleicht an dem berühmten Wein dieser Orte sich allzu gütlich getan hatten, manövierten so ungeschickt, daß das Boot sofort am Ufer aufstieß. Nun hatte der Baron vom Tauchboot genug und bald auch von den Russen, die er so liebte: als er es nämlich an ein paar Freunde aus Bismarcks Reich losschlagen wollte, kam es nur zu einem gewaltigen Selbstmord, daß er schließlich selbst bezahlen mußte. . . Enttäuscht und verschuldet starb der Baron 1886; das merkwürdige Boot verkaufte seine Witwe an einen Altgärtner zu Winkeln, der es als altes Kupfer und Zinn verarbeitete. In dem Nachlaß des Barons fanden sich noch zwei Aktenbündel mit den Aufschriften: „Korrespondenz Unterseeboot Bauer“ und „Notizen des Unterseeboots Bauer“ —, aber der Inhalt war von dem verzögerten Mann vernichtet worden. . . Weder er noch Bauer, haben geahnt, daß kaum ein Menschenalter später neue Tauchboote die „englische Armada“ in Schach halten würden. . .

Die Dardanellen — ein Labyrinth von Hindernissen. Der nach den Dardanellen entsandte Sonderberichterstatter des „Journal“, André Dubessé, der bereits ein eindrucksvolles Bild der schwierigen Lage der englischen Expeditionsarmee entworfen hat, schildert nunmehr die außerordentliche Stärke der türkischen Verteidigungsstellungen und die Hindernisse, die den französischen Truppen vor Adji-Baba entgegen treten: „Die Geschosse der schweren Batterien sausen von allen Seiten um die Hänge von Adji-Baba. Es bedarf des unerschütterlichen Geldeummutes und der gewaltigsten Energie, um hier einen Schritt vorzurücken. In Frankreich oder in Flandern bietet die weite Ausdehnung der Fronten den Generälen Gelegenheit zu taktischen Schachzügen, um die schwache Stelle des Gegners auszufundschaffen und ihn dort mit Sicherheit zu treffen. Hier an den Dardanellen aber ist die Front zu schmal für solche Operationen. Die Alliierten befinden sich hier in der Lage eines Angreifers, der ohne Stützpunkt zwischen zwei Wasserebenen eingekesselt ist. Zurückgehen bedeutet ins Meer geworfen zu werden. An Ort und Stelle bleiben, heißt schußlos unter dem Hagel der Geschosse sein, dem Gegner so gut wie preisgegeben. Bleibt nichts übrig als vorwärts zu gehen, koste es auch, was es wolle. Die türkischen Schützengraben sind in der Mehrzahl wahre Kunstwerke. Tief, breit, in zwei Etagen angelegt, mit Schuß- und Festungswerken, bilden sie ein kompliziertes Netz, das man ein Labyrinth von Hindernissen nennen könnte. Die Gräben verlaufen gegen unsere Front wie zusammenlaufende Pfeile; ihre Haupteigentümlichkeit besteht darin, daß sie nicht mit den unseren parallel sind — wie dies im Norden und in den Wäldern der Argonnen der Fall ist —, sondern eine Reihe von Spiralen bilden, die sich gleich einer aufgerollten Serpentine vor uns durch den Boden winden. Gegen derartige Linien ohne die außerordentlichste Artillerievorbereitung vorzugehen, es ist ein Ding der Unmöglichkeit. Unsere Truppen bedienen sich hier auch der sogenannten Lufttorpedos; die mit 300 Millimeter Geschwindigkeit die Luft durchschneiden. Aberhaupt ist der weitgehendste Munitionsverbrauch unerlässlich. Die Türken sind hervorragende Soldaten; besonders in der Defensive sind sie von gewaltiger Widerstandskraft. Sie mögen viele Tote haben — aber gefangene Türken gehören zu den Seltenheiten. . . Eine nicht zu unterschätzende Schwierigkeit bildet auch der hier herrschende Wassermangel. Hier und da erheben sich die Pfeiler einstiger Wasserleitungen: aber es sind Ruinen, die aus keiner Quelle mehr schöpfen. Die Brunnen sind entweder leer oder von den Türken unbrauchbar gemacht. Daher muß man zur Versorgung der Armee Wasserfahrzeuge und Schleppboote mit Destillierapparaten für Meerwasser verwenden. Diese allgemeinen Erläuterungen mögen dazu dienen, den außerordentlich hindernisreichen Umfang des Dardanellenunternehmens vor Augen zu führen. Eine gewaltige Arbeit wurde hier begonnen, die von Schwierigkeiten strömt. Es ist leicht, aus der Ferne mit der Karte in der Hand den Weg des Sieges zu bezeichnen. Aber wenn viele Wege nach Rom führen, so führen doch nur wenige nach Konstantinopel. . .“